

Landesbischof Dr. Karl-Hinrich Manzke, Ev.-Luth. Landeskirche Schaumburg-Lippe

14. Sonntag nach Trinitatis, 02. September 2018, 10 Uhr

Predigt über 1. Thessalonicher 1,2-10

Es gilt das gesprochene Wort!

Liebe Schwestern und Brüder,
liebe Dom-Gemeinde zu Berlin,

er hat es mit angetan – dieser erste Brief, der uns aus der Feder des Apostels überliefert ist. Es ist, als hätte eine unsichtbare Hand, die sehr geschickt die Predigttexte aussucht für die Sonntage, den heutigen Text ausgewählt. Für unseren gemeinsamen Gottesdienst, in den wir als Gäste aus Niedersachsen bzw. aus Schaumburg von Ihnen eingeladen wurden. Eingeladen, um unser Gotteslob mit Ihrem zu mischen. Ein kluger Kopf und eine unsichtbare Hand könnte hier, so scheint mir, am Werk gewesen sein. Paulus, der Gemeinde in Saloniki wohlbekannt – er hat sie einst mit begründet – schreibt aus der Ferne einen Liebesbrief. Er blickt ehrfürchtig, liebevoll und voller Respekt auf die Stadtgemeinde, redet sie mit großer Herzlichkeit an und bittet um das Gebet für sich selbst und seine Freunde. Und er vergewissert sie seines Gebets für sie. Er weilt, während er schreibt, in Korinth. Und dort zu sein und mit den stolzen Korinthern zu reden, war für ihn alles andere als ein Honigschlecken.

Bevor der Apostel in seinen späteren Briefen sich aufgefordert sieht, Grundwahrheiten des christlichen Glaubens zu entfalten, bleibt er in diesem ersten Brief bei einem durchgehenden Thema: Wenn Christenmenschen einander besuchen oder Briefe schreiben: dann stärken sie sich dadurch. Sie hören aufeinander, teilen Erfahrungen im Glauben und erweitern ihren jeweiligen Horizont. Und sind darin Teil der ganzen Christenheit. Denn keine Gemeinde ist die ganze Kirche. Später wird Paulus sagen, wo Christenmenschen zusammenkommen, da geben sie einander Hilfe zur Freude am Glauben – und sind so miteinander verbunden.

Auf die Idee, sich an schrägen Tönen oder fremd klingenden Worten zu ärgern, kommt da kein Mensch. Das nimmt jede Beklommenheit in der Begegnung, beim Musizieren und beim Auslegen der Heiligen Schrift.

Er hat's mir angetan – dieser erste Brief des Apostels, wie er uns überliefert. Er bleibt bei diesem einen Thema; das möge die Gemeinde kennzeichnen: beieinander zu bleiben, füreinander zu beten und dankbar zu sein für jede Bereicherung im Glauben durch Begegnung mit anderen.

So machen wir uns ans Werk –und hören auf den vorgeschriebenen Predigttext des heutigen Sonntages – aus dem 1. Thessalonicherbrief des Paulus:

Lesung des Textes

I. Wir danken Gott allezeit für euch und denken an euer Werk im Glauben

Wir danken Gott alle Zeit für euch und denken an euer Werk im Glauben. Am Anfang also steht der Glaube – und diesen euren Glauben habe ich vor Augen – und für ihn danke ich allezeit.

Der Glaube als tiefes und unverstelltes Gottvertrauen! Der Dank des Paulus dafür, dass das Evangelium von Jesus Christus im Herzen einiger Hörer Wohnung gefunden hat, steht am Anfang. In dem heutigen Predigttext ist der Glaube und seine Energie, wie er Menschen zum Tun des Rechten bewegt, als erstes Thema aufgerufen. Bevor sie allzu schnell konfessionell eingehegt wird, ist diese Glaubenskraft genannt als der Anfang, mit dem alles beginnt. Liebe Gemeinde, ich will es steil und gleich direkt sagen. Mit diesem unscheinbaren Satz sind die Anfänge der christlichen Gemeinde überhaupt und wie sie die Kultur Europas geprägt hat, beschrieben. Insofern lohnt es sich möglicherweise, ohne taktlos zu sein, uns Ihnen, der Domgemeinde, gleichsam vorzustellen an dieser Stelle.

Als vor wenigen Jahren der Bischof von Karthum die Norddeutsche Tiefebene besuchte, aus der wir, der wunderbare Chor und ich, kommen, gab es einen Empfang beim Landrat. Wir hatten wie einst das gesamte Bundesland Niedersachsen eine Partnerschaft zu Menschen in diesem afrikanischen Land aufgebaut. Es ist bis heute vom Bürgerkrieg und von seinen Folgen entsetzlich geplagt; mit einer starken Flüchtlingsbewegung aus dem Süden in die Hauptstadt Karthum. Wir konnten einst einige junge Leute aus Karthum zur Ausbildung nach Deutschland holen. Der Bischof wollte sich bedanken durch seinen Gegenbesuch. Stadt und Land in der Norddeutschen Tiefebene setzten sich gemeinsam für die Partnerschaft ein. Das wolle er würdigen. So kam es zu dem Empfang beim Landrat. Der Bischof aus Karthum sprach mit seiner Delegation Dankesworte und stellte die Glaubenskraft in die Mitte. Ich danke Gott allezeit für euch und euren tiefen Glauben! – so sagte er im Rathaus. Und er sprach in diesem Zusammenhang über den berühmten Satz aus der neutestamentlichen Erzählung, in der Jesus seine Jünger, die nicht in der Lage sind, einen mondsüchtigen und psychisch erkrankten Menschen zu heilen, den Satz entgegen hält: „Wenn ihr Glauben hättet, so könntet ihr Menschen zur Heilung führen – ja, ihr könntet beinahe Berg versetzen.“ Aber ihr habt den Glauben nicht, so Jesus in seiner Anrede an seine Nachfolger! Und nun sprach der Bischof von Karthum über die Fähigkeit des Glaubens, Berge zu versetzen. Und schilderte seinen ersten Tag in der norddeutschen Tiefebene. Er meinte bei seiner Dankesrede vor den politisch und gesellschaftlich Verantwortlichen unserer Region, er sei beeindruckt von Volk und Land. Hier könne man heute schon sehen, wer morgen zu Besuch komme, so flach sei das Land. Er habe dafür eine Erklärung, dass dieses Land so schön übersichtlich gestaltet sei. Hier müsste ein außerordentlich frommes und edles Geschlecht leben, das vor allem anderen dem Gottesglauben frönt. Denn hier seien alle Berge weggegläubt – und man könne bei guter Sicht bis zum Meer schauen. Und er beglückwünschte den Landrat für das besonders fromme und gottesfürchtige Volk, dem er vorstehe. Der Landrat, wie alle politisch Verantwortlichen verduzt von jener Rede, sprang überrascht auf und erwiderte umgehend: Das könne er so nicht stehen lassen, das sei ein Missverständnis. Hier seien die meisten Menschen eher nüchtern, aber vor allem völlig normal. Übermäßigen Glauben gäbe es hier wohl eher nicht. Die religiöse Lage sei beruhigt.

Wir Norddeutschen, sturmfest und erdverwachsen, wie wir wohl wirklich sind, sind in der Regel religiös nicht über die Massen erhitzt und wundern uns bisweilen über höfliche und leise Anfragen, die uns Menschen stellen, die in unser Land kommen -aus dem Nahen Osten, aus Afrika: Was ist euer Glaube? Was gilt bei euch unhinterfragt –außer dass ihr euch alles leisten könnt?

„Am Anfang war ein Glaube“ schreibt ein ganz Großer in unseren Tagen in seiner großartigen „Geschichte des Westens“. Was damit gemeint ist, sollte man am besten erzählend vortragen; denn die Freiheitsgeschichte des Volkes Israel und die Erzählung von Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, die sich unserer Kultur eingepägt haben, muss man eigentlich erzählen. Und Erzählen braucht ein wenig Zeit! Man kann es aber auch, wenn man weniger Zeit hat, kurz zusammenfassen - wie Paulus in seinem Brief an die Gemeinde in Saloniki: Für ihn ist es der Glaube an den lebendigen und wahren Gott – und die unbedingte Unterscheidung zwischen menschlichen Mächten und Göttern und

dem Gott des Himmels und der Erde - die kulturelle Kraft der Gemeinde, für die er danken möchte. Den einen unsichtbaren Gott, in und über allem, den du nicht fassen kannst von den Göttern, die sich Menschen machen, unterscheiden zu können und zu wollen - das steht am Anfang des Westens. Es ist die Entwicklung zur großen Kulturleistung eines monotheistischen Glaubens, die Paulus hier aufruft! Und mit der alles beginnt! Die Errungenschaften dieser Kultur: Die unbedingte Geltung des Rechts, die Würde, die jedem Menschen gilt und die Einsicht, dass Land und Volk nicht identisch sind – die kannst du nicht haben, ohne dass dieser Glaube gepflegt und geachtet wird. Die Früchte dieses Glaubens sind vermutlich doch nicht zu haben ohne diesen Glauben selbst!

Mit einem Mal ist am Anfang dieses ersten Briefes, den wir vermutlich von dem großen Dogmatiker Paulus und dem leidenschaftlichen Prediger in Händen halten, unsere ganze Geschichte, von der wir herkommen und die wir mit unseren kleinen Kräften weiter schreiben, zum Klingen gebracht.

II. Wir danken Gott allezeit für euch – die eucharistische Grundhaltung des Christenmenschen

Ich folge ihm gerne weiter, dem apostolischen Briefschreiber. Kommt er doch mit wenigen Federstrichen zur Sache.

Mit dankbarer Freude denke ich an Euch. Und ich danke Gott für Euch und euren Glauben, so schreibt er. Paulus und die Gemeinde kennen sich. Ja – mehr als das. Sie sind einander vertraut. Er hat sie einst mitbegründet, die erste Hausgemeinde in Saloniki. Als solche haben wir sie uns vorzustellen. Aus einigen jüdischen Familien ist sie gebildet worden, sagt uns die kundige Wissenschaft. Kleine Anfänge – große Wirkungen. Ganz Achaja, ganz Mazedonien schaut auf sie, sagt der Apostel. Wie man heute bisweilen nach Berlin schaut aus der norddeutschen Tiefebene – wenn man den wunderbaren Blick auf das große, weite Meer einen Moment unterbrechen mag, weil das Auge und das sich nach Klarheit sehnde Gemüt beruhigt sind. Und wenn man Zeit hat, sich umzuschauen. Und trifft auf den berühmten Berliner Prediger von einst, der unvergleichlich sprechen konnte: Wenn er gefragt wurde, wie man sich das denn vorstellen könne, den Glauben zu pflegen und zu bilden! Der Glaube wird aus dem Anschauen des Universums geboren – und gespeist. Und erfrischt. Und diese Anschauung des Universums und seiner geheimnisvollen Schönheit hinterlassen Spuren im Gemüte; und denen kann sich nur der entziehen, der hartnäckig nur und ausschließlich bei sich selbst verharrt.

Bevor ihr die Pflichten des Christenmenschen benennt und bevor der Glaube tätig wird, lasst euch erinnern, dass er einem Gefühl der dankbaren und schlechthinnigen Abhängigkeit entspringt; der Glaube, der Berge versetzen kann, wird geboren aus dem Schauen und Staunen. Ganz neu!

Ein Foto ging vor einigen Monaten um die Welt und schaffte es auf die ersten Seiten großer Publikationsorgane.

Ein Foto, Ihnen, liebe Gemeinde, vor Augen gestellt auf dem Programm, entstanden aus einem Wunderwerk menschlicher Ingenieurskunst. Ein Foto vom Saturn aufgenommen – aus einem Fotoapparat, den Menschen gebaut und den sie von der Erde her bedient haben. 32 Minuten war das Foto mit Lichtgeschwindigkeit unterwegs zur Erde – und ist betitelt 'Der Blick zurück'. Aufgenommen aus der Raumsonde Cassini. Es zeigt das Universum, oder sagen wir besser: unser Sonnensystem von seinem vermuteten Rand aus gesehen. Und inmitten geordneter und zugleich toter Materie –dürfen wir das sagen? – ahnen wir den außerordentlichen Glücksfall – unseren Planeten, den wir Erde nennen. Von ihm sagen kundigere als ich, dass er wohl der einzige Ort ist, auf dem Leben nach unseren Begriffen möglich ist. Der Ort, wo gelacht und gehasst wird, geliebt, getröstet – gestorben wird und sehnsüchtig erwartet

wird – seit es Paulus schrieb an die Gemeinde in Saloniki - dass Friede wird und dass der Herr wieder kommt.

„Anschauen des Universums – ich bitte euch, befreundet euch mit diesem Begriff, wenn ihr an die Religion, an den Glauben denkt.“ – so schreibt einer der größten, die die evangelische Kirche je hervorgebracht hat – natürlich ein Berliner Prediger.

Bevor ihr handelt, fordert, euch aufmacht zu den nahen und fernen bedürftigen – schaut und staunt, ihr gläubigen Christusjünger.

Das Foto hat mich inspiriert – bis zum heutigen Tage inspiriert es mich.

Es lässt mich ahnen – es ist ein Ausnahmefall, das Leben. Und ein solch kostbares Geschenk. Es ist extrem unwahrscheinlich, dass ich an diesem Leben Anteil habe. Das muss jemand gewollt haben, dass wir leben dürfen und das Leben teilen dürfen. Da wird eine Leidenschaft im Hintergrund sein –die auch ihr Liebstes nicht verschont. Eine leidenschaftliche, eine unverwüstliche Liebe zum Leben – die sich wunderbar einpflanzen kann in unser Herz.

Eine Leidenschaft, in der der liebende aber auch nichts, gar keine Mühe scheut, sie uns einzupflanzen und herzlich beliebt zu machen. Nicht einmal sein Liebstes, seinen lieben Sohn schont er, um sie uns zu vermitteln – diese leidenschaftliche Zuneigung zu seinem Schöpfungswerk.

Viel zu kurz ist das Leben und zu kostbar – es nur mit Vorwürfen zu vergeuden –oder mit unbegrenzten Selbstbehauptungen.

Ein Zufall, sei es das Leben, sagt mein Freund, der Physiker. Ja – das ist es wohl – ein uns zugefallener Glücksfall.

Das Evangelium des Tages hat uns diese Erzählung in Erinnerung gerufen – von den zehn geheilten spricht einer den Dank aus an Gott, der ihn geheilt hat.

Mit Dank denke ich an Euch – sagt der Apostel. Mein Dank für euch steht über allem – eure Gegenwart stärkt mich in dunklen Zeiten, da mein Gemüt getrübt ist. Der Apostel nennt es in seiner Sprache so: die Eucharistie, die Dankbarkeit sei das, woran sein Herz festhalten wolle.

Die eucharistische Existenz – das Dank-sagen ist die ursprüngliche Ausdrucksform des religiösen Menschen.

III. Ihr seid erwählt - Von euch ist das Wort an andere weiter gegeben worden

Ein letztes Wort noch ist es wert, das wir aus dem Brief des Paulus festhalten und uns aneignen. Er nennt seine Freunde in der Stadt „Erwählte“! Er appelliert an ihren Stolz – er ist stolz auf sie!

„Ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen und werde nicht zustanden´ – so steht auf dem Titelblatt des Augsburger Bekenntnisses von 1530. Ein stolzer Satz. Das gaben die mutigen Reformatoren dem Kaiser und den Fürsten zu denken – als ihr Motto. Da blitzt ein Stolz auf, der nun einmal zu einem lebendigen Bekenntnis gehört. Ohne einen gewissen Stolz ist der lebendige Glaube nicht zu denken. Wenn es um den Glauben geht, sagt Martin Luther einst, dann sei so stolz wie du kannst. Wir Nachgeborenen der Reformation haben heute wohl eher Hemmungen vom Stolz des Glaubens zur reden. Kritik und Selbstkritik des Christentums, des evangelischen Christentums zumal, haben uns fast schon vergessen lassen, dass ein Christenmensch zum einen Teil ein freier Herr ist über wohlgeerntete alle Dinge und niemandem untertan. Ohne Stolz auf die Freiheit geht auch die Freiheit nicht. Denn das, worauf wir stolz sind, das lassen wir nicht verkommen. Das gilt auch für die Freiheit des Glaubens. Und für die kulturellen Kräfte, die der Glaube hervorgebracht hat in Kunst, Wissenschaft und Nächstenliebe.

Riecht Stolz nicht nach Imperialismus und nach Hochmut? Und übersieht er nicht, dass der Glaube auch schlimme Irrtümer und Gefährdungen im Zusammenleben der Menschen hervorgebracht hat?

Wir sind es gewohnt, Glaube auf Demut und immer nur auf Demut zu reimen. Demütig zu sein, ist ja nicht falsch! Stärker noch sollten wir es sagen: Demut ist eine Grundhaltung des gläubigen Herzens. Die Geschichte des christlichen Glaubens weiß sehr viel und Schönes davon!

Aber es wird falsch, alle fromme Demut wird zu einer Perversion der Kultur des Christentums, wenn sie sich nicht verträgt mit dem Stolz, ohne den ein Mensch nicht Gottes Kind sein kann. Von Kindern kann man das lernen. Sie wollen stolz sein auf ihre Mutter, auf ihren Vater in einer ganz ursprünglichen Weise. Darin drückt sich ihre Liebe aus. Ohne stolz zu sein auf Vater und Mutter, kann ein Menschenkind nicht mit sich selbst zufrieden sein. Wer Gott nur fürchten gelernt hat und nicht lieben kann, der fürchtet sich wohl selbst. Aber er fürchtet nicht den wahrhaftigen Gott, zu dem wir uns bekennen.

Denn die Zeugnisse Gottes, den wir als Vater Jesu Christi bekennen, sind die Kundgebungen seiner leidenschaftlichen Liebe. Einen Gott, auf dem man sich verlassen kann, der uns aufrichtet, weil er ein Backofen voller Liebe ist, auf den darf man mit Recht auch stolz sein.

Es wäre nicht gut, wenn andere oder gar unsere Kinder über uns einmal sagen würden, wir hätten nur an die Macht des Geldes geglaubt und an unser ausgeklügeltes Versicherungssystem – und keinen Blick gehabt für den Gott, der uns aus Irrtümern und Fesseln befreien kann.

Meine Zeit ist mehr als verbraucht. Ich meine die mir zustehende Redezeit. Wir wollen nun als Gemeinde, so bitte ich Sie, das tun, was neben dem Hören auf das Wort und dem Danken ebenfalls elementar zu uns gehört. Sich gegenseitig stärken durch gemeinsames Singen. Nicht im falschen Pathos, nicht als evangelische Christenheit gegen andere, sondern heilfroh darüber, dass wir Empfangende sind. Wirklich Empfangende im Geist einer dankbaren, eucharistischen Existenz. Weil wir nur so unsere vielen Aufgaben, für Gerechtigkeit zu streiten, wirklich getrost angehen können.